

Die Geschichte des Heinrich Lentz [Fortsetzung]

Autor(en): **Huggenberger, Alfred**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **16 (1926)**

Heft 40

PDF erstellt am: **23.04.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646228>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 40
XVI. Jahrgang
1926

Bern
2. Oktober
1926

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern
Redaktion: Dr. Hans Brachler, Muristraße Nr. 3 (Telephon Christoph 3142); Jules Werder, Neuengasse Nr. 9 (Telephon Bollwerk 3379)

Zwei Gedichte von Walter Dietiker.

Stilleben.

Ein schweigsam Tor aus goldverbrämnten Stäben,
Des Hauses Stirn sinnt alten Rätseln nach.
Kaum daß des Epheus grüne Blätter beben;
Nur Gartenküble atmet stillgemach.

Ein Sonnenstrahl fällt leis in Dornenzweige
Und webt im Rasengrün ein goldnes Band;
Das Märchen lehnt am feuchtbemoosten Steige,
Ein rotes Rosenblatt auf weißer Hand.

Das Märchen steht geneigten Haupts und lächelt,
Das dunkle Rosenblatt sprüht roten Schein;
Der Windhauch, der es einmal hergefächelt,
Schließ lange schon mit müden Schwingen ein.

Er träumt von Düften, die er einst getragen
Als er durch dieses Gartens Weite ging,
Und als Gedanke aus den Sommertagen
Ruht still im Licht ein goldner Schmetterling.

Baum im Herbst.

In seinem Leben waren Stunden,
Da Sommer war und hohe Zeit
Und er zum Lichte sich gefunden —
Nun strahlt er selbst und leuchtet weit.

Steht hoch und golden in den Tagen,
Der eignen Sonne Haus und Hut,
Und lächelt still auf meine Fragen
Und leuchtet groß aus eigener Glut.

Die Geschichte des Heinrich Lenz.

Von Alfred Hugenberg.

15

Auf dem Heimweg kam er ganz mit sich darüber ins Klare, daß er Sabine diesen Abend sehen müsse, wenn es auch nur für ein paar Minuten war. Gewiß, er mußte sich ein bißchen Mut bei ihr holen. Und Geduld für die Wartezeit, die ja vielleicht recht lange dauern konnte. Der Ausblick auf diese Möglichkeit stimmte ihn trübe und unfroh. Wenn es ein Jahr dauern sollte, — zwei — drei? Und er durfte nur verstohlen zu ihr hinschleichen, so recht wie ein Uebeltäter...

Unterhalb Lenzenholz holten ihn einige andere Kirchgänger ein, jüngere Burschen aus dem Dorfe. Sie berichteten ihm, daß heute abend ein Fest bevorstehe: sein Lied werde in Kasparshub zum besten gegeben, und zwar um drei gelungene Verse vergrößert, die man ihm in gemeinschaftlicher Arbeit angehängt habe. Er müsse nämlich nicht glauben, daß er allein dichten könne. Hoffentlich werde er bei dem Anlaß mittun, schon für den Fall, daß es spuren sollte.

Heinrich lehnte ohne Umschweife ab. Es sei ihm nicht mehr daran gelegen, und er glaube, er habe seinen Teil jetzt getan. Es könne ein anderer da anfangen, wo er aufgehört habe.

Sie waren ungehalten und spöttelten weidlich. Ob ihm etwas in den läsen Hals gekommen sei oder ob er am Ende auf eine gewisse neugebaute Witfrau spanne und nachher Kasparshuber Ehrenbürger werden wolle?

Heinrich konnte aus ihrer Rede nicht klug werden, ließ sich aber nicht weiter ein und ging seiner Wege.

Daheim erwartete ihn die Schwester mit einer merkwürdigen Neuigkeit. Die von der Zeltegg sei denn also ins Leid gekommen. Allzu viel Augenwasser werde sie zwar um den Leininger nicht vergießen, sie habe ja von Anfang an auf das gerechnet. Und auf sein Abscheiden habe sie geplangt*), wie ein Hund aufs Metzgen. So gescheit sei

*) von plangen, sehnfüchtig warten.

das Bucherli freilich gewesen, daß er ihr das Gürtchen schon gleich im Anfang habe verschreiben müssen, noch bevor sie nur ja gesagt.

Heinrich vermochte sich nur schwer zu verstellen. Er war ganz zerfahren und wußte nicht recht, was er tat und sagte. Bei der Mittagsuppe langte er noch mehrmals in den Teller, nachdem dieser bereits ausgelöffelt war. Gleich nach dem Essen ging er ins „Rößli“ hinüber, um sich die merkwürdige Nachricht, die er einfach noch nicht glauben konnte, am Wirtstisch bestätigen zu lassen. Während sich das Gespräch der Sonntagsgäste eine zeitlang ausschließlich um den Glücks- und Trauerfall der Leiningerin drehte, verbarg er sein Gesicht hinter einem Zeitungsblatt, bis ihn der neben ihm sitzende Emil Tischberger leicht von der Seite anstieß. „Du — gehst dich denn das gar kein bißchen an, hä?“

Fünfzehntes Kapitel.

In der Witwenstube.

Heinrich brachte es nicht über sich, an der Beerdigung teilzunehmen, obschon fast jede Familie im Dorf sich durch einen Leidgenossen vertreten ließ, wie man denn in solchen Sachen die gegenseitige Abneigung hintansetzte. Es war ihm, als hätte man mit Fingern auf ihn zeigen müssen.

Aber schon am zweiten Abend nach dem Begängnis mußte er dem Zwang seines Herzens nachgeben. Gleich nach dem Füttern kleidete er sich um und schlich auf Seitenwegen nach dem von ihm so viel befehlenden Dorf hinab, das nun merkwürdigerweise das Ziel seiner Wünsche und Sehnsüchte geworden war.

Er wagte nicht gleich, an das niedrig gelegene Fenster zu klopfen. Wenn er ihr ungelegen kam? In geduckter Stellung spähte er durch eine Ritze neben dem gefalteten Umhang in die Stube hinein.

Sabine saß, leise wie ein Kind weinend, am Tische. Ihr Leid, dem er nicht auf den Grund zu sehen vermochte, tat ihm unendlich weh. Er empfand es als Unrecht, sie zu belauschen; aber er konnte die Augen doch nicht von ihr wegtun, bis sie jetzt, sich unversehens aufraffend, ans Fenster trat und es sogleich öffnete.

Sie zeigte sich über seine Anwesenheit nicht im geringsten überrascht. Er wunderte sich, wie sonderbar ruhig und innerlich gelassen sie sich jetzt geben konnte.

„Ich habe schon gewußt, daß du kommst“, sagte sie, scheinbar ohne jede Erregung. „Du mußt aber ein wenig warten, der Dienstbube ist noch in der Küche. Wenn er dann oben ist.“

Schon nach wenigen Minuten stand sie leise winkend unter der Tür. Nachdem sie sorgfältig den Schlüssel abgedreht hatte, hing sie sich gleich im Hausgang mit beiden Armen an seinen Hals und brach wieder in heftiges Weinen aus.

Er suchte sie mit Liebtun und Rosen zu beschwichtigen, bis sie sich endlich ein wenig faßte. „Gelt, ich bin ein dummes Mensch!“ schalt sie sich wegwerfend. „Aber ich kann halt einfach nicht anders, ich bin wie zerfallen. Manchmal mein' ich, es sei nicht mehr ganz recht mit mir.“

„Es kommt dann schon wieder besser“, redete er ihr zu, wie man ein kleines Kind tröstet. „Und es ist ihm ja gewiß nur wohl geschehen.“

Sie schüttelte sich heftig. „O! Du meinst, es sei das! Ich will doch keinem Menschen auf den Hals binden, daß ich seinetwegen so tue! Zübeln sollt ich ja, überlaut, über alle Heiden hinaus! Aber wenn ich nun einmal weinen muß?“

„Wein' dich nur aus, das tut dir gut“, beriet und betreute er sie, ohne sie doch zu verstehen.

Sie führte ihn nun in die Stube, wo sie ihn mit einem Lächeln auf dem noch mit Tränen überströmten Gesicht willkommen hieß. Er dachte bei sich: ein Weibervolk kann alles in einem Augenblick: lachen, weinen, aufbrausen wie der Kalkbrocken im Wasser, und dann wieder studieren bis auf tausendundneun!

„Es ist zwar noch nicht an der Zeit, für uns zwei, und ich sollte es nicht tun“, beschuldigte sie sich aufrichtig. „Aber wenn man halt gar niemanden hat, mit dem man raten kann? Und wenn einem die Gedanken ganz durcheinander kommen wollen?“ ...

Sie sah den Fenstervorhängen nach und setzte sich dann neben ihn auf die Bank. Wie neugierig nahm sie eine seiner breiten Hände zwischen die ihrigen. „Nein, was du für große Hände hast! Du hast schon fest schaffen müssen. — Aber sag', warum bist du denn nicht zum Leichgang gekommen? So war es mir immer, als müßt' ich ganz seelenallein hinter ihm dreingehen.“

Er suchte sich, so gut es ging, zu entschuldigen, und sie konnte ihn schließlich verstehen.

„Ich hab' einen im Zuge sagen hören: ‚Die verstellt sich doch wenigstens nicht zu stark‘“, fing sie wieder zu berichten an. „Denn ich hab' wirklich nicht eine einzige Träne gefunden. Bis zu dem Augenblick, wo wir aus der Kirche herausgekommen sind. Die jungen Mädchen haben da so schön in der Reihe gestanden. Das hat mich übernommen, das allein. Und die Mutter hat immer leise geschimpft neben mir: ‚Du doch nicht so, es glaubt dir's ja kein Mensch!‘ — Ja, wenn ich nur anders gekonnt hätte!“

Sie sah müde vor sich hin. Ihre Augen schwammen schon wieder in Tränen. Es fiel ihm erst jetzt auf, daß sie bleich und abgehärmt ausah.

„Du hast wohl viel Mühe gehabt die letzte Zeit und wenig schlafen können“, sagte er besorgt.

Sie warf das Gesicht rasch nach ihm herum. „Gelt, ich gefall dir nicht mehr! Ja, ja, der Spiegel hat es mir schon gesagt!“

Gleich schlug sie wieder einen andern, besinnlichen Ton an. „Vom Schaffen und Wachsen kommt das nicht. Nein. Aber wenn man jeden Tag und jede Stunde keinen andern Gedanken fassen kann, als den einzigen: Jetzt bist du um deine junge Zeit gekommen. Kein Mensch und kein Engel kann sie dir wiederbringen! ... Wenn ich halt nur die Mädchen nicht so schön in der Reihe hätte stehen sehen! ...“

Sie schrak leise zusammen, wie über sich selber ungehalten. „Ah — was sag' ich da zu dir! Das kannst du ja nicht verstehen. Ein Mann ist zu klogig und weiß von allem nichts.“

Er zog sie mit unbeholpener Zärtlichkeit an sich. „Wohl freilich versteh' ich das, du ...!“

„Nicht recht, glaube ich, nur so obenhin. — Aber gelt, wir wollen jetzt von etwas anderm reden. Vom Schaffen, von den Reben oder von so etwas. Man kann sich dabei eher vergessen.“

Sie lächelte vertraulich zu ihm auf. „Ich hab' es ganz fest im Sinn gehabt, dir heut' abend meinen kleinen Viehstand zu zeigen. Weißt: meinen, sag' ich! Die Stube da, der Tisch, an dem wir sitzen, und das Land: alles ist jetzt mein! Es stehen ihrer fünf Haupt im Stall, und eineweg alles blank und recht. Und ich hab' doch in den letzten Monaten jeden Handkehr allein machen müssen. Der Diensthube ist erst seit vier Tagen da. — Ich behelf' mich jetzt mit einer halben Hilf', so gut es geht. Ein Knecht im Haus, das würde mir nicht passen. Und dir?“

Statt auf die nediſche Frage zu antworten, küßte er sie auf Mund und Wangen. Sie war aber nicht recht dabei und machte sich bald von ihm frei, indem sie aufstand und an den Tisch hintrat. „Es steht mir nicht an, so etwas. Nein, ich sollte mich schämen. Wenn man noch keine acht Tage Witfrau ist. Du darfst jetzt lange, lange nicht mehr kommen. Wenigstens einen Monat. Ich möcht' nicht gern mit so etwas in der Leute Mäuler kommen. Und wir haben ja dann lang genug Zeit zum Liebsein — wenn du einmal ganz da bist.“

Bei der letzten Bemerkung überkam ihn ein heftiger Schreck, den er mit dem besten Willen nicht zu verbergen wußte.

„Was studierst du denn auf einmal so und machst so spässige Augen?“ fragte sie verwundert.

„Du hast vorhin etwas gesagt...“

„Was denn?“

„Ich meine nur so...“ Er war noch nicht mit sich im reinen darüber, ob er ihr gleich die Wahrheit bekennen solle oder nicht. Aber sie ließ nicht nach mit Drängen, bis sie den Grund seines schweren Unbehagens kannte.

Sie schien aufs höchste überrascht. „Als ob sich so etwas nicht von selber verstünde! — Schulden sind etwa nicht zu viele da. Und wenn du das Land siehst... An Haus und Scheuer braucht man nichts zu bauen. Eineweg kann man sich da besser lehnen und aneinander vorbeikommen als auf deiner engen Gerechtigkeit.“

Er sah sie mit weitgeöffneten Augen an. „Aber du glaubst doch nicht im Ernste, daß —“

„Was, daß...?“

„— daß ich da in Kasparshub leben könnte!“ Er spuckte unwillkürlich aus.

Sie gab etwas klein bei. „Ich hab' es auch lernen müssen.“

„Das ist etwas anderes.“

„Freilich hab' ich kein Lumpenlied auf die Kaspershuber gedichtet“, sagte sie nun schnippisch, suchte aber ihre kleine Bosheit sofort wieder zu verdecken, indem sie begütigend weiterfuhr: „Ich glaub' ja gern, daß es dir im Anfang Mühe macht. Aber das ist nur so die erste Zeit. Und wegen ein paar Nachbubenstreicheln — o, was man auf der Welt nicht alles vergessen muß!“

„Wir wollen heut' lieber nicht mehr von dem reden“, riet er gedrückt. „Das wird sich ja dann schon finden.“



Max Buri: Berner Oberländerin.

Da trat sie dicht vor ihn hin. „Wenn ich es aber jetzt wissen will. Jetzt, jetzt! Glaub' nicht, daß ich von diesem Gütlein weggehe!“

Er war sehr bedrängt. „Ist dir denn das meinige zu gering?“

Sie schüttelte bestimmt den Kopf. „So etwas mußt du dir wieder nicht einfallen lassen. Was wäre doch der Röthlipf, wenn euer Haus mit dem Giebelchen nicht wäre! Schon als Kind hab' ich mir manchmal meine Gedanken gemacht, wenn ich es mir ansah. Ich glaube, es könnte mir darin ganz wohl gefallen. Halt, weil es so kurzweilig mitten im Dorfe steht. Und weil man so schön über den Platz und aufs Wirtshaus hinüber sieht. Wie da die Leute ein- und ausgehen. Und die Fuhrwerke und alles. — Aber jetzt ist es halt so.“

„Du mußt dir dann erst einmal das ganze Heimeli recht ansehen“, bat er in beweglichem Ton.

Sie setzte sich an den Tisch und sah nach der andern Seite. „Ich brauch' mir nichts anzusehen, ich weiß ohne das, was ich will. Und du kannst bloß ja oder nein sagen.“

Er streckte verlangend die Arme nach ihr aus. „Du hast so lieb sein können — du!“

„Sagst du nicht, ja?“ Sie sah sich nur flüchtig nach ihm um und verharrte trotzig in ihrer schmollenden Stellung.



Assisi, der Geburtsort des Heiligen Franziskus. Links die Basilica S. Francesco mit dem darunter befindlichen Kloster.

„Du bist vielleicht nicht immer so gesinnt wie jetzt“, brachte er nach einer Weile ausweichend vor. „Halt mit dem Sagen an diesem Höflein, mein' ich.“

„Immer, immer!“ widerredete sie ohne Bedenken.

(Fortsetzung folgt.)

Franz von Assisi.

Wir stehen im „Jubeljahr des Heiligen“. Am 3. Oktober nächsthin, am 700. Todestage des Franz von Assisi, werden die Festlichkeiten zu Ehren des umbrischen Heiligen ihren Höhepunkt erreichen. Sie begannen schon anfangs August. Im festlich erleuchteten, überfüllten Dom San Rufino in Assisi selbst celebrierte der Bischof eine mitternächtliche Messe. Damit war das Jubeljahr eröffnet. Schon Tage vorher hatten die weither gereisten Pilger und die Bauern der Dörfer alle Altäre in und um das Gebirgsstädtchen herum mit Feldblumen geschmückt. Feierlicher Glorienklang von den Türmen der Stadt und der Dörfer und Salutschüsse von der Zitadelle herab begleiteten die endlose Prozession vom Dom nach der Kathedrale des Heiligen Franziskus. Eine illustre Gesellschaft von geistlichen und weltlichen Würdenträgern, Abgesandte aus aller Welt, war zu diesem Feste nach Assisi gekommen. Der Papst, der König und natürlich auch Mussolini waren vertreten und sandten ihre Gaben und Grüße. Das hätte sich der Boverello, der auf dem Marktplatz von Assisi als Pazzo, Pazzo! — Narr, Narr! von den Kindern Verhöhnte, nicht träumen lassen, daß an ihn einst so viel Ehre und Aufwand verschwendet würde. Und alles dies zu höherer Ehre der Kirche und des Landes, dem er angehört hat.

Nein, Franz von Assisi gehört nicht bloß der katholischen Kirche und nicht bloß Italien an. Er ist der Heilige der Menschheit, wie Christus ihr Lehrer ist; die Verkörperung ihrer Sehnsucht nach dem innern Frieden, nach Güte und Liebe. Darum haben auch wir Nichtitaliener und Nichtkatholiken das Bedürfnis und das Recht, mit gläubiger Verehrung an sein Bild hinaufzublicken.

Gerade unsere Zeit ist erfüllt von Sehnsucht nach jenem Geiste, der dem reichen Kaufmannssohn von Assisi die Kraft gegeben hat, sich aller irdischen Güter zu entschlagen, ja nackt sich hinzustellen vor die Menschen, um frei zu sein jedes Zwanges außerhalb des göttlichen Gebotes. Wir

fangen an, die absolute Herrschaft des Verstandes über unser Seelenleben als eine Fessel, ja als ein Unglück zu empfinden. Das ewige Fragen nach dem Nützlichen und Zweckmäßigen hat unserem Leben das materialistische Joch auferlegt, von dem wir nun nicht mehr loskommen können. Die Vermillionenfärbung all der in selbstischem Streben nach Wohlfahrt und Wohlstand aufgezogenen Egoismen führte zu den Uebeln unserer Zeit: zum Kapitalismus und zum Nationalismus. Der Weltkrieg war uns ein Memento. In Millionen lebt der Wunsch, halt zu machen auf dem Wege, der die Menschheit in diesen Krieg geführt hat und der sie, wenn er weiter beschritten wird, neuen Katastrophen entgegen führen wird. Sie möchten, daß die Herrschaft des Verstandes durch die Herrschaft des Herzens abgelöst oder zum mindesten ergänzt würde. Die mystische Welle, die weite Kreise er-

faßt hat, ist aus dieser Sehnsucht nach fernen Seelenufnern zu verstehen.

Das Hochmittelalter, dem ein Heiliger Franz geschenkt wurde, war eine ähnliche Zeit. Sie war durchwühlt von Leidenschaften, sie war voll Kampf und Grauel. Die Städte Italiens lagen miteinander in ewiger Fehde. Dantes göttliche Komödie ist hierfür ein beredtes Zeugnis. Paul Sabatier*) vergleicht diese Zeit mit der Jünglingszeit des Einzelmenschen. Sie war voll Sturm und Drang, voller Stimmungen und Impulse. „Die Menschen befaßen alle Laster außer der Gemeinheit, alle Tugenden außer der Mäßigung. Sie waren Räuber oder Heilige.“ Die Wunder schienen in der Luft zu liegen. Die Menge griff gierig danach, wenn sich eines verkündigte. Heute wissen wir, daß sie möglich sind, jene von toten Knochen ausgehende Heilungen: es war die Glaubenskraft, die den Reliquien das Wunder abzurufen vermochte.

Der Sohn des reichen Tuchhändlers Bernardone, der seine Habe den Armen verschenkte, der sich die Armut als Braut erkor, der den Aussätzigen diente, der Geldeslohn ausschlug für seine Dienstleistungen, er erschien seinen Zeitgenossen als ein Wunder. Wir Heutigen würden wohl einen Franz von Assisi, träte er heute auf, dauernd in einer Irrenanstalt versorgen. Denn man darf nicht vergessen, daß Franz schweres Mergernis erregte. Die Familie zürnte ihm. Die Kirche sah sich durch sein Laientum, das sich priesterliche Funktionen anmaßte, in ihrer Autorität verletzt. Der Bischof von Assisi und der Papst suchten ihn zur Umkehr zu bewegen. Hätte er damals, als er mit seinen Ordensregeln nach Rom kam, um sie vom Heiligen Vater sanktionieren zu lassen, nicht schon halb Italien hinter sich gehabt, Innocent III. hätte ihm niemals seinen Segen gegeben. Denn als einer der Letzten hätte dieser ehrgeizige Mann auf dem Stuhle Petri selber die Regeln befolgen mögen, die ihm Franziskus vorlegte, obschon sie die reine Lehre Christi in konzentriertester Formel zusammenfaßte. Denn der Heilige, so nannten ihn schon bald nach seinem Auftreten die Zeitgenossen, hatte sich zur Nachfolge Christi auch da entschlossen, wo sie am schwersten ist. Als er einst in S. Damian auf Wunsch des Priesters aus der Heiligen Schrift vorlas, stieß

*) Er hat ein glänzendes Buch über Franz von Assisi geschrieben. Eine treffliche deutsche Uebersetzung von Margarete Bischo ist in Balthers Sammlung „Europäische Bücher“ erschienen: Paul Sabatier, Das Leben des Heiligen Franz von Assisi. Zürich 1919, 319 Seiten.